



Verkleiden will gelernt sein: Dieser Stasi-Mitarbeiter hat anscheinend ein zu großes Faible für seine Sonnenbrille. Wenn die ihn mal nicht verrät.

Fotos Simon Menner

Hier fotografiert der aufgestachelte Normalbürger

Clevere Agenten? Fehl-anzeige. Der Künstler Simon Menner hat im Archiv der Staatssicherheit spektakuläre, fast amüsante Bilder aus dem Überwachungsstaat DDR gefunden.

Ein Künstler geht ins Archiv. Dort findet er seltsame Bilder. Da sieht man einen Briefkasten, in den eine alte Frau etwas hineinwirft. Zwei Frauen mit einem Kinderwagen stehen vor demselben Briefkasten und scheinen ebenfalls etwas einzuwerfen. Ein anderer Briefkasten steht irgendwo an einer verwitterten Hauswand. Niemand ist zu sehen. Dann: wieder derselbe Briefkasten! Jetzt nähert sich eine Frau mit einem Brief in der Hand. Wer, fragt man sich schnell, hat diese banalen Bilder aufgenommen – und warum? Ein Briefkastenfetischist?

Und dann die Polaroids: Man sieht Bücherstapel im Regal, Unterlagen auf bil-

lig furnierten Schreibtischen, ein paar Schuhe auf einem Teppich vor einem Spiegel, daneben ein kunstlederner Aktenkoffer. Eine Kaffeemaschine, ein altes Transistorradio, eine Katze, ein Meeresschweinchen. Nichts Besonderes. Viele Leute haben derartige Dinge, Alltagsgegenstände in ihren Wohnungen fotografiert. Aber was passiert hier? Es gibt noch zahllose andere solcher Bilder, gähnend öde Alltagsszenen, die der Berliner Künstler Simon Menner aus einem Archiv geholt hat – und so banal diese Bilder wirken, so tragisch, komisch, trostlos und bedrohlich sind die Geschichten, die hinter ihnen stehen.

All diese Fotos wurden von Mitarbeitern der Staatssicherheit aufgenommen, es sind Bilder, die Menner monatelang in den Archiven des Ministeriums für Staatssicherheit der ehemaligen DDR gesichtet hat. Eine unglaubliche Entdeckung. Geplant ist jetzt eine Ausstellung „Bilder aus den geheimen Archiven der Stasi“, die vom 20. August an im Kunst-im-Bauhof-Haus im schweizerischen Winterthur stattfinden wird. Menners Fund zeigt ein bisher ungesehenes Bildarchiv einer kollektiven Psychose, einer totalitären Überwachungsperfide, die eine ungewöhnliche Masse normaler Menschen angesteckt hatte. Hier fotografiert nicht

der Geheimdienst mit Hightech-Apparaten, hier knipst der aufgestachelte Normalbürger.

Ein zerwühltes Bett ist auf einem der Fotos zu sehen – aufgenommen, um nach einer Wohnungsdurchsuchung den ursprünglichen Zustand wiederherstellen zu können. Auf einem anderen sieht man eine Frau mit Kindern aus einem Hausgang kommen. Ein Mann in ulkiger Pose mit Sonnenbrille und Kamera steht in einem Zimmer – die Bilderserie zeigt, wie hier einer trainiert, sich zu verkleiden, mal als einfacher Arbeiter, mal als solvente Figur im Webpelz, und die Verkleidungen sind so billig, so lächerlich, dass man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll, und sich schnell fragt, ob es nicht einfach eine Behauptung ist, dass diese Bilder von Stasi-Mitarbeitern stammen; hat sich hier nicht vielleicht ein Künstler alles bloß ausgedacht? Wer beweist, dass diese Bilder falscher Identitäten selbst nicht gefälscht, erfunden sind? Wodurch entsteht die Sicherheit beim Betrachten? Selbst heute neigen wir dazu, alles zu glauben, was auf einem Foto zu sehen ist, obwohl wir seit Jahren wissen, wie einfach die digitale Manipulation von Bildern ist. Zur Kunst des 1978 geborenen Simon Menner gehört immer auch der Zweifel an den Funden. Sehen wir wirklich das, was abgebildet ist? Wo-

durch entsteht der Glaube, den scheinbar objektiven Bildinhalt, die Situation verstanden zu haben?

Erst durch die Kenntnis des Zusammenhangs, in dem die Fotos entstanden sind, verlassen wir das Reich des Zweifels und schauen in den Abgrund des Stasifotografen, der mit der Observierung beschäftigt war, in das Leben des ahnungslosen bespitzelten DDR-Bürgers. Es sind Bilder eines psychotischen Verhältnisses zur Realität und den Objekten. Unbedeutende persönliche Dinge werden überhöht zu staatsfeindlichen Ikonen. Alles ist verdächtig: Eine Kaffeemaschine von Siemens, eine Salbe gegen Prellungen aus westlicher Pharmaproduktion oder Pin-Up-Fotos westlicher Schönheiten aus Erotikmagazinen bekommen den Status von Werkzeugen gegen das DDR-Regime. Auf einigen Fotos sind nicht nur die Objekte, also die verdächtigen Menschen und ihre Besitztümer zu sehen, sondern auch die Überwacher selbst. Sie haben sich verkleidet, falsche Bärte ins Gesicht geklebt und fotografiert, um die Wirkung der Tarnung zu prüfen, sie haben Handzeichen hinter dem Rücken geübt oder einfach trainiert, unauffällig zu erscheinen.

Und dann gibt es Bilder, auf denen sich die Überwacher gegenseitig überwachen. Stasi-Geheimdienstler fotografie-

ren Mitarbeiter der alliierten Militärverbündungsmissionen. Die einen fahren Lada, Wartburg oder Wolga, die anderen Range Rover oder Opel Admiral – die Agenten blockieren sich gegenseitig mit ihren Autos. All das wäre in seiner offensichtlichen Stümperhaftigkeit amüsant, wüsste man nicht, dass selbst die analogen, auch technisch plumpen Mittel der damaligen Zeit Existenzen zerstört, Familien auseinandergerissen und permanente Ängste und Unsicherheit erzeugt haben. Dass wir es heute im Zeitalter der elektronischen Hausdurchsuchung, der Vorratsdatenspeicherung und des Lauschangriffes nicht mehr mit tumblen, schlecht verkleideten Agenten zu tun bekommen, sollte nicht unsensibel für die Formen der Manipulation und des Eindringens in unsere Privatsphäre machen.

So gesehen ist dieser Fund, der knapp fünfzig Jahre nach dem Mauerbau auftaucht, eine Botschaft an die auskunftsfreudige Facebook-Gesellschaft: Wer zu viel preisgibt, macht es den bösen Kaspern leicht, sich ins Leben der anderen einzuschleichen. Dieser Menschenschlag hat die Existenz der Stasi überhaupt erst möglich gemacht – und wird mit dem Ende der Stasi nicht einfach verschwunden sein. Was wohl der Dicke mit dem falschen Bart heute macht? Ist vielleicht auch auf Facebook. IVO GOETZ

Mehr Nichtkölner

Moritz Woelk leitet das Schnütgen

Die Personalie hatte hohe Priorität, und so ließ es sich der Kölner Oberbürgermeister Jürgen Roters gestern Nachmittag nicht nehmen, den „besten Kandidaten“ vorzustellen: Moritz Woelk, der seit 2001 die Skulpturensammlung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden leitet, wird zum 1. Januar 2012 Direktor des Museums Schnütgen. Die Berufung des 1963 in Stuttgart geborenen Kunsthistorikers könnte für das Schatzhaus sakraler Kunst, das in der romanischen Cäcilienkirche untergebracht ist und im Herbst 2010 mit dem Rautenstrauch-Joest-Museum zum Kulturzentrum am Neumarkt verbunden wurde, einen Neuanfang bedeuten. Schon seit Jahren stellt es seine Kostbarkeiten unter Wert aus oder gar – wie in einem Depot – ab: So kümmert ein Hauptwerk, die Siegburger Madonna (1160), seiner Aura beraubt, in einer Nische des Verbindungsstrakts. Woelk, der über den Bildhauer Benedetto Antelami promoviert hat, konnte sich gegen siebzehn Mitbewerber durchsetzen und erhält einen unbefristeten Vertrag. Er folgt Hiltrud Westermann-Angerhausen nach, die bereits im Februar 2010 in den Ruhestand getreten ist. aro.

Kunstvandalismus

Graffitiwerke erregen Amerika

Von Los Angeles bis New York soll sich wieder eine Epidemie ausbreiten, die längst unter Kontrolle schien. Kunstfreundlicher umschrieben: Graffiti erleben eine Renaissance, auch wenn dadurch städtische Reinigungsteams abermals in die Verzweiflung getrieben werden. Zum einen wird die wirtschaftliche Malaise dafür verantwortlich ge-

macht, die gerade der Jugend viel Zeit gebe, ihre Arbeitslosigkeit zu übersprayen. Zum anderen deuten verzweifelte Lokalpolitiker wie gewohnt auf Kuratoren, die Graffiti zur Kunst erheben und Sprayern ihre Galerien öffnen. So werden seit drei Monaten die Straßengemälde ausführlicher denn je im Museum of Contemporary Art in Los Angeles gefeiert, wo es allerdings auch Probleme im Umfeld mit Graffiti-kunst gab, die nicht vorgesehen war. Jeffrey Deitch, der verständnisvolle Museumsdirektor, zuckte die Schultern und beschied, die Sprache der Jugendkultur sei eben nicht zu stoppen. Gestoppt wurde dann aber doch die geplante Tournee der Ausstellung, die als Nächstes im Brooklyn Museum Station hätte machen sollen. Es fanden sich dafür keine Sponsoren und auch keine Steuergelder. Deitch will nun ein anderes Museum in New York für die Schau finden. Bis dahin haben New Yorker immer öfter Gelegenheit, „Art in the Streets“ genau dort zu sehen, wo sie herkommt. Bei freiem Eintritt. J.M.

Das beste Debüt

Sabrina Janeschs „Katzenberge“

Sabrina Janesch erhält den mit 10 000 Euro dotierten, von der Literaturkommission des Landes Niedersachsen vergebenen Nicolas-Born-Debütpreis. Mit ihrem 2010 erschienenen Roman „Katzenberge“ habe sie bereits Akzente setzen können, „die über den deutschsprachigen Raum hinaus Beachtung fanden“, sagte die niedersächsische Kulturministerin Johanna Wanka zur Begründung. Mit dem Nicolas-Born-Preis in Höhe von 15 000 Euro wird in diesem Jahr der Autor Peter Waterhouse geehrt. Beide Auszeichnungen werden am 23. September bei einem Festakt im Literaturhaus Hannover überreicht. F.A.Z.

Den Künstler kennen wir doch anders

Ein Radfahrer – ist das Prince? Er ist es und spielt ein denkwürdiges Kölner Konzert

Es gibt Geschichten, die kann man sich in ihrer Seltsamkeit nicht besser ausdenken. Prince habe soeben erst seinen Soundcheck beendet – so informiert kurz vor dem offiziellen Konzertbeginn die zuständige Dame am Presseschalter. Darüberhinaus habe er angekündigt, zwischen zwei und vier Stunden spielen zu wollen. Fotografen seien nicht zugelassen, er habe ja seinen eigenen dabei.

Dann kann man ja noch etwas in Vorfreude um die Halle schlendern, denkt man sich. Und während man so geht und sich fragt, nach welchen Kriterien Seine Undurchschaubarkeit an diesem Abend wohl die Songabfolge zusammenstellen mag, kommt einem am Südeingang zur Lanxess-Arena ein Mann auf einem Mountainbike entgegen. Unfassbar, aber: Es ist Prince, nur von seiner Gitaristin auf einem zweiten Rad begleitet, Leibwächter sind nicht in Sicht. Das muss man erst einmal verdauen. Zwei Frauen bleiben wie angewurzelt stehen: „War das jetzt...?“

Er war es. Höchstens der Anblick von Madonna auf Rollschuhen im Supermarkt könnte diesen bizarren Anblick noch überbieten. Doch auch das Konzert selbst, Prince' einziger Deutschlandauftritt überhaupt auf seiner laufenden Tournee, ist dazu angetan, das Bild vom unberechenbaren Sonderling weiter zu zementieren.

Statt um acht Uhr anzufangen, lässt Prince die Zuschauer zunächst knapp vierzig Minuten warten. Klar, er fährt ja gerade draußen Fahrrad. Um zwanzig vor neun dann betritt er zu Donner und Blitzen vor dem Hintergrund des markigen Symbols, das er zur Zeit seiner Um-

benennung in „Symbol“ beziehungsweise „The Artist Formerly Known As Prince“ etablierte, die Bühne. Der Abend beginnt mit „Lay Down“, das er als breiten, walzenden P-Funk spielt. Die Band, das ist gleich zu hören, ist brillant eingespielt, und die Gitarre von Prince jault so überzogen, dass man lachen möchte vor Freude. Der Hallensound indes ist, wie so oft in dieser schneppernden Arena, eine Katastrophe. Dann geschieht das Unfassbare: Prince schmeißt am Ende des Songs seine Gitarre in die Ecke und geht wortlos ab.

Es vergehen vierzig Minuten, während deren durch eilig geführte Telefonate in Erfahrung gebracht werden kann, dass der Künstler mit dem Klang in der Halle unzufrieden ist. Dann abermals Donnern und Blitzen: Prince kommt zurück und nutzt die folgenden Stücke „We Live (2 Get Funky)“ und das Billy-Cobham-Cover „Stratus“ erst einmal zur ausgiebigen Klangkorrektur. „Soundcheck!“, ruft er immer wieder in die Songs hinein und dirigiert mit kleinen Gesten seine grandiose Band („Play that bass riff!“).

Es ist mehr als faszinierend, diesem Spiel zuzuschauen: Ein Künstler, der auf offener Bühne um einen besseren Sound ringt und dabei großartige, entfesselte Musik spielt. Dennoch bangt man nach jedem Song, Prince könne womöglich wieder verschwinden. Nach fünfzehn Minuten hat man gefühlt drei Schlagzeugsolos und sieben Gitarren-Exkursionen gehört – bei anderen Musikern oft ein Zeichen von Ratlosigkeit, hier jedoch die reine Freude. Am Klang ändert sich jedoch nichts. Er entschuldige sich für die Verzögerung, lässt Prince wiederholt die

Fans wissen. Wenn man sich beschweren wolle, solle man dies bei John tun, fügt er süffisant hinzu und zeigt auf seinen Saalmixer.

Trotzdem: Die Stimmung in der Halle wird immer besser, und Prince, der an jedem Abend ein anderes, ausuferndes Set spielt, scheint nun in Hit-Laune zu sein. „1999“ und „Let's Go Crazy“ lassen jeden Unmut bald verfliegen. Aber plötzlich verlässt Prince die Bühne wieder – womöglich zum Radfahren, denkt man. Doch nein, nach einigen Minuten kehrt er in einer Art Jedi-Ritter-Klamotten zurück und spielt eine faszinierend verschleppte Version von „Purple Rain“ (mit Konfettigeriesel), gefolgt von „Kiss“ (mit exzessiver Tanzeinlage). Zu „A Love Bizarre“ lässt er dann Fans auf der Bühne tanzen, die Party scheint jetzt richtig loszugehen. Dann geschieht das Unfassbare: Nach etwa achtzig Minuten verlässt Prince um viertel vor elf die Bühne. Nach zehn Minuten Dunkelheit geht schließlich das Hallenlicht an – untrügliches Zeichen dafür, dass hier nichts mehr passiert. Becher fliegen, Buhrufe dröhnen durchs Rund.

Sicher: Man kann die Weigerung von Prince, hier nicht nach Vorschrift zu funktionieren, als weiteres Zeugnis einer beispiellosen künstlerischen Unbezügbarkeit sehen: Wo andere ihr Programm abspulen, hat er ein bisweilen grandioses, allerdings nur kurzes Konzert gespielt und dann eine Konsequenz gezogen, die eines echten Künstlers würdig ist. Beruhigend, dass es so einen noch gibt! Wer mehr als hundert Euro für ein Ticket gezahlt hat, wird hierfür jedoch wenig Verständnis haben. Und Prince? Der reagiert sich vermutlich beim Radfahren ab. ERIC PFEIL

FILME IN KÜRZE

Nichts zu verzollen

Grenzbelgier

Belgier haben es nicht leicht. Schon gar nicht mit den Franzosen. Dort ist der „Belgierwitz“ noch wichtiger als unsere Ostfriesenwitze, und „Nichts zu verzollen“ ist letztlich ein einziger großer Belgierwitz. Im Zentrum stehen Mathias und Ruben, zwei Zollbeamte, die sich an der französisch-belgischen Grenze gegenüberstehen – im Jahr 1992, kurz vor Einführung der europäischen Grenzfreiheit. Eine Kneipe wird zum neutralen Treffpunkt, der Franzose bandelt mit der Schwester des belgischen Kollegen an, und als die Aufhebung der Zollgrenzen beider Existenz bedroht, verbünden sie sich, um sich unentbehrlich zu machen. So funktioniert der Film als nostalgischer Trip und zeigt das Zusammenwachsen Europas von seiner komischen Seite. Streckenweise ist das subtil, dann wieder erinnert es an Louis de Funès, bei dem man nie genau wusste, ob die Witze nun anarchisch oder eher spießig waren. Die dritte Regiearbeit des als Schauspieler bekannten Dany Boon, der mit „Willkommen bei den Sch'tis“ zur neuesten Exportmarke des französischen Kinos wurde, scheint von der Last geprägt, diesem Erfolg gerecht werden zu müssen. Aber zehn Millionen Ticketkäufer in Frankreich können nicht irren. Oder doch? land

Green Lantern

Energiesparlampe

Mit grünem Bewusstsein hat diese Figur nun gar nichts zu tun: Green Lantern, der Comicsuperheld mit Zauberring, war ursprünglich ein Kind des Kalten Krieges. Als Chef einer interstellaren Eingreiftruppe zog er Ende der fünfziger Jahre gegen die rote (Kommunismus) und gelbe (dito) Gefahr zu Felde. Jetzt werden seine Batterien noch einmal aufgeladen. Dass er dennoch nur die Energiesparlampe unter den Leinwandhelden bleibt, liegt an einer konfusigen Regie (Martin Campbell), hoffnungslos unterforderten Darstellern (darunter Tim Robbins und Angela Basset) und einem befremdlichen Desinteresse an Zeitbezügen. Treten andere Superhelden wie Batman oder Spider-Man gegen Terroristen an, müht sich die Laternen, gespielt von Hollywood-Beau Ryan Reynolds, mit einem Weltallmonster ab, das ungefähr so bedrohlich aussieht wie ein Piratenskelett der Geisterbahn. Der Schurke dräut dabei grundsätzlich als galaktischer Smog heran, darin könnte man die Datenwolken des Netzes erkennen, in denen sich die Schrecken der Zukunft zusammenbrauen. Man kann das Ganze aber auch als computeranimierte Science-Fiction-Kirmes sehen, mit der ein Filmkonzern Nutzungsrechte von Comics arbeitet. Das leuchtet ein – aber nur für Marketingstrategen, nicht für Kinogänger. dhaa

Tom Meets Zizou

Denkerfußball

Thomas Broich galt einmal als „Hoffnungsträger“ des deutschen Fußballs. Heute aber spielt er in Australien in einer wenig bedeutenden Liga und ist dort glücklich. Den Karriereweg von Broich zeichnet Aljoscha Pause in „Tom Meets Zizou – Kein Sommermärchen“ nach. Er kann dabei auf ausführliches Gesprächsmaterial aus acht Jahren (und auf zahlreiche Spielszenen aus den Archiven) zurückgreifen und präsentiert einen intellektuellen des Sports, der mit seinen Reflexionen allerdings recht allein bleibt – nur an einer Stelle versucht Pause, durch Montage so etwas wie einen (selbst)kritischen Diskurs in Gang zu bringen. Dass Broich mit seinem Interesse für Bücher und Musik ein untypischer Profi war, haben die Medien genüsslich in eine Inszenierung überführt, der Pause nun seine eigene entgegengesetzt: die des authentischen Broich, eines Naturburschen, der sich den harten Gesetzen der Branche entzog. Für Fußballfans ist „Tom Meets Zizou“ höchst interessant, für einen richtigen Film hätte es aber wohl einer gebrocheneren, mehrstimmigen Erzählform bedurft. breb.

ANZEIGE

ATTERSEE 27.7.-8.8.
DAS DREIFARBIGE ERWARTEN

BRUÈRE 27.7.-11.8.
MUSEUMSZEICHNEN

Galerie Heike Curtze IN ALLZBURG: Tagl. 11-19 Uhr
Wiener Philharmonikerlg. 2 | P+3 664 126026 | www.heikecurtze.com

Der Ernst-Meister-Preis in Höhe von 13 000 Euro geht dieses Jahr an Marion Poschmann. Die in Berlin lebende Autorin erhält den Preis für ihren Lyrikband „Geistersehen“. Zwei Förderpreise in Höhe von je 2250 Euro gehen an Daniela Seel und Jan Skudlarek. Der Hauptpreis würdigt Werke, in denen auf besondere Weise die Verantwortung für Sprache und Poesie zum Ausdruck kommt. Die Verleihung findet am 3. September in Hagen statt. Der von der Stadt gestiftete Preis wird seit 1981 vergeben. epd